

TV-kritisch

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **38 (1986)**

Heft 1

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Marc Valance

Caritas paterna oder Der Tod der Landeskinder

Am Beispiel der Zerstörung des sogenannten «Jesuitenstaates» im Paraguay des 17. und 18. Jahrhunderts reflektierte der Dramatiker Fritz Hochwälder Ende der dreissiger Jahre in seinem Zürcher Exil das Verhältnis von Macht und Frieden: Wie verhalten sich Staat und Kirche, wenn in der Wirklichkeit der Welt, die sie gestalten, das «heilige Experiment», die Errichtung des Gottesstaates, gelingen sollte? Hochwälders Schauspiel «Das heilige Experiment» wurde in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg ein europäischer Bühnenerfolg. Neben Dürrenmatt und Frisch geriet Hochwälder dann allerdings in Vergessenheit. Das Fernsehen DRS hat sein auf seltsame Weise aktuelles Stück anlässlich des 75. Geburtstages des Autors als Fernsehspiel inszeniert.

Südamerika zur Zeit der Konquista: Obwohl die Katholischen Könige Spaniens schon kurz nach der Entdeckung Amerikas den Sklavenhandel mit Indianern einschränkten und schliesslich verboten, wurden –

aufgrund von Sonderregelungen und wegen mangelnder Kontrolle – Tausende von Indios in die Sklaverei verschleppt. Die brasilianischen Bandeiranten oder Mameluken – von den portugiesischen Monarchen nachsichtig behandelt – dehnten ihre Jagd- und Raubzüge von Sao Paulo weit in die spanischen Krongebiete aus. Der Bedarf an Arbeitskräften in den Pflanzungen und Bergwerken der Kolonisten war gewaltig, denn einerseits nahm die Wirtschaft, angetrieben durch einen hemmungslosen Beutekapitalismus, einen rasanten Aufschwung; andererseits starben die versklavten Indios ihren Herren buchstäblich wie die Fliegen weg: Infektionskrankheiten und die physische und psychische Belastung des Sklavenlebens brachten sie in kürzester Zeit um. Der Kampf der spanischen, später auch der portugiesischen Behörden gegen die Indianersklaverei hatte somit auch ökonomische Gründe: Man befürchtete, das Arbeitskräftepotential, das die Indios darstellten, könnte sich (wie es auf den Westindischen Inseln zum Teil geschehen war) erschöpfen. Hauptsächlich war der Kampf aber durch prinzipielle moralische Bedenken motiviert: Theologen und Juristen vertraten den Grundsatz, nur in einem «gerechten Krieg» unterworfenen Ungläubigen (etwa die spanischen Mauren) könnten zu Sklaven gemacht werden. Die Ureinwohner Südamerikas, die den Konquistadoren im allgemeinen friedlich begegneten, seien als *freie Untertanen* des Königs zu betrachten.

Nur: Diese «freien Untertanen», Jäger, Sammler, Halb- oder Ganznomaden waren freiwillig für die harte Arbeit in Pflanzungen und Bergwerken nicht zu gewinnen. Durch Erlass unterwarf Königin Isabella die Indianer deshalb einer Arbeits-

pflicht. Praktisch teilte man den spanischen Kolonisten und Beamten je nach Verdienst und gesellschaftlicher Bedeutung eine Anzahl Indios als Arbeitskräfte zur freien Verfügung zu. Diese Zuteilungen, *Encomiendas* genannt, machten aus dem freien Untertanen faktisch Hörige im mittelalterlichen Sinn. Jahrzehntlang wurde darüber gestritten, ob die *Encomiendas*, die als Lehen der Krone aufgefasst wurden, erblich sein sollten. Sogar die Übertragung der Gerichtsbarkeit an die *Encomenderos* stand zur Diskussion. Trotz vieler Reformen, die den Indianern ihre natürlichen Rechte sichern sollten, befanden sie sich also in sklavenähnlicher Abhängigkeit von ihrem Herrn. Bald forderten denn auch die Franziskaner-Mönche, die mit der Indianermission betraut waren, man müsse die Indianer vor den Spaniern schützen und müsse sie, damit das heilige Missionswerk durchgeführt werden könne, in besonderen Missionsgebieten, Reservaten also, isolieren.

«Diese Welt ist ungeeignet zur Verwirklichung von Gottes Reich.»

(Querini)

Ausgehend von dieser Idee errichteten die Jesuiten im 17. Jahrhundert den Missionsstaat Paraguay. Sie gründeten aber auch in anderen Randgebieten des spanischen Einflussbereichs staatenähnliche Gebilde, so in Ecuador und Uruguay.

Der «Jesuitenstaat» in Paraguay, auf den sich Hochwälders Stück bezieht, entstand nicht auf Initiative der Jesuiten, sondern auf Anregung staatlicher Behörden, die sich den missionarischen Eifer der Jesuiten zu Nutze machten. Die Behörden wiesen ihnen das Gelände zu und unterstützen sie beim Auf-

bau der Missionssiedlungen oder «Reduktionen». Für die Verwaltung galten allgemeine gesetzliche Bestimmungen. Waren die Indianer einmal dazu gebracht worden, ihre ursprüngliche Lebensweise aufzugeben und sich bei den Patres anzusiedeln, so kamen sie in eine straff organisierte Dorfgemeinschaft nach europäischem Muster. Ein Stadtrat stand der Siedlung vor und wurde jährlich neu gewählt. Aber auch die Kaziken (Häuptlinge) behielten ihre Funktionen. Die eigentliche Leitung der Reduktion lag jedoch in den Händen der Jesuitenpatres, die «durch ihre geistliche Autorität als Seelsorger und Missionare das Leben der Reduktion bis in die kleinsten und persönlichsten Angelegenheiten hinein regelten und über die Indianer eine patriarchalische Herrschaft ausübten.

Die Jesuitenreduktionen waren Agrarkollektive. Der grösste Teil des Bodens war Gemeindebesitz und wurde von jedem Indio während einiger Tage wöchentlich bearbeitet. Aus den Ernteerträgen zahlte die Reduktion die königlichen Steuern, bestritt den Unterhalt von Gebäuden und Einrichtungen und unterstützte Witwen, Waisen und Arbeitsunfähige. Mit den Überschüssen zogen die Jesuiten einen ausgedehnten Warenhandel auf.

Allerdings waren auch die Indios in den Reduktionen anfänglich nicht an regelmässige Arbeitstätigkeit gewöhnt. Die Patres versuchten ihre «natürliche Faulheit» weniger mit Zwangsmassnahmen als mit pädagogischer List zu überwinden. Bei den Guaranis setzten sie zum Beispiel die Musik als Stimulans ein (die Guaranis waren begeisterte Sänger und in-ert kürzester Zeit fähig, komplizierte europäische Vokalwerke zu singen und europäische Instrumente zu spielen). Spielerei-

sche Formen, Belohnungssysteme, Geduld und Güte führten jedenfalls zu besseren Arbeitsergebnissen als die Peitsche der Encomenderos.

Zum Schutz gegen die Sklavensjäger bildeten die Jesuiten bewaffnete Indianermilizen, errichteten Kanonengiessereien und Pulverfabriken. Für Spanier, gleichgültig ob geistlichen oder weltlichen Standes, war der Zutritt zu den Reduktionen verboten.

Sie schufen auf diesem Wege Gemeinwesen, die zu politischer Autonomie und wirtschaftlicher Autarkie tendierten (de jure waren die Missions-«staaten» allerdings nie autonom), und Machtbewusstsein und Ehrgeiz konnten ihnen bei solchen Erfolgen nicht fremd bleiben. Es war unvermeidlich, dass sie eines theokratischen Imperialismus verdächtigt und als eine Gefahr für die Staats- und Gesellschaftsordnung der neuen (und der alten) Welt bezeichnet wurden. Gerüchte dichteten ihnen monarchische Absichten an: 1756 erschien die Biografie eines «Jesuitenkönigs Nicolas I», eine gezielte Verleumdung, die ihren Sturz beschleunigen sollte. Ihre Vertreibung aus Südamerika, 1767, de jure ein «innerstaatlicher Exekutivakt der zuständigen Behörden», glich einer militärischen Invasion, der sie allerdings – obwohl sie die Mittel dazu gehabt hätten – keinen Widerstand entgegengesetzten.

«Aber Gott ist kein Politiker. Und was wir hier treiben, ist Politik.»
(Querini)

Hochwälder datiert sein Stück auf den 16. Juli 1767. Er gestaltet den letzten Tag des Jesuitenstaates von Paraguay, dessen Auflösung. Aufgrund von Verleumdungen und Gerüchten – auch von Klagen der Grundbe-

sitzer, deren Landarbeiter zu den Jesuiten überlaufen – entsendet der spanische König einen Visitator nach Paraguay. Er soll die Beschuldigungen gegen die Jesuiten prüfen: sie errichteten einen souveränen Staat; sie verhielten sich ungehorsam gegenüber dem König; sie betrieben geheime Silberbergwerke; sie zögen aus dem Handel wucherischen Gewinn und schädigten damit das spanische Reich; sie hielten das indianische Volk in Unfreiheit und Sklaverei.

Die Vorwürfe erweisen sich als haltlos. Trotzdem befiehlt der Visitator, die Reduktionen aufzulösen. Warum? «Was habt ihr angerichtet da draussen (...) – ein Reich der Liebe und Gerechtigkeit. Ihr sät und erntet ohne Habgier – die Indios singen Euer Loblied – und laufen unseren Grundbesitzern davon. (...) Wir dehnen uns durch unsere Kriege aus – ihr durch euren Frieden. Wir bröckeln ab, ihr sammelt an. (...) Wie lange dauert es noch – und euch gehört der ganze Kontinent! Und wir, wir sollten dem zusehen, wir sollten euch nicht hindern?»

Die Welt, durch die blosser Existenz des friedlichen Jesuitenstaates zum Skandal erklärt, dreht den Spiess um und macht den Staat der Jesuiten zum Skandal. Doch der Provinzial widersetzt sich. Er nimmt den königlichen Visitator gefangen. «Wer sein Amt überschreitet», argumentiert er in jesuitischer Manier, «und sich Gott entgegenstellt, soll seines Ehrentitels entkleidet werden, damit er nicht unter der Maske seines Amtes unermesslichen Schaden stifte. In solchem Fall Widerstand zu leisten, ist Forderung der Religion.» Die Patres rüsten zum militärischen Widerstand, doch jetzt greift der Legat des Ordensgenerals ein, Querini, der inkognito, in der Verkleidung eines zivilen Reisenden,



**Wolf Kaiser (vorne sitzend)
als Pedro de Miura
in «Das heilige Experiment».**

an den Verhandlungen gegen die Patres teilgenommen hat. Er befiehlt dem Provinzial, die Macht an den spanischen Visitator zurückzugeben und die Reduktionen aufzulösen: «In einer Welt, in der unausrottbar Habgier und Niedertracht herrschen, haben wir uns unterfangen, das reine Wort Christi in die Tat zu setzen. Verblendet durch unsere Mission, erwartet das indianische Volk von uns die nationale Freiheit. (...) Wir, die wir genau wissen, dass wir im Grunde machtlos sind, wir haben uns um des äusseren Erfolges Willen selbst in die Netze der Macht verstrickt – wir, die wir frei von Parteinahme in allen Ländern der verzweifelnden, unterdrückten, leidenden Menschheit den Weg zu ebnen haben in jenes Reich, in das uns alle erst der Tod entlässt. (...) Aber Gott ist kein Politiker. Und was wir hier treiben, ist Politik. Und

diese Politik richtet sich immer stärker gegen die katholischen Fürsten in Europa, deren Vortruppe wir waren.» Querini konfrontiert den Provinzial mit dem obersten Gebot des Ordens: dem Gehorsam, und zwingt ihn zum Einlenken. Der Provinzial gibt den Visitator frei und verfügt eigenhändig die Auflösung des Missionsstaates.

Hochwälder schildert die «Tragödie des Gehorsams», in die der Provinzial und seine Mitbrüder unvermittelt gestossen sind, und liefert eine bestehend prägnante und klare Illustration dessen, was sich im Absolutismus als universell einsetzbare, jeden Widerspruch ausschliessende Argumentation der Mächtigen herausbildete: die sogenannte «Staatsräson».

Seine Darstellung von Macht ausübung und Machtmissbrauch, von Rabulistik und Zynismus geben seinem Stück

eine allgemeine Gültigkeit. Es wird immer aktuell sein, weil es in exemplarischer Weise einen menschlichen Grundkonflikt darstellt. Doch seine eigentliche, auf unsere Zeit bezogene Aktualität liegt woanders.

«Eindeutig müssen wir unseren Platz beziehen an der Seite der Mühseligen und Beladenen.»

(Provinzial)

Sätze wie diesen kann man fast wörtlich in den Schriften der Theologie der Befreiung lesen. Querinis Ausspruch, wonach Gott kein Politiker sei, die Jesuiten aber Politik betrieben, könnte als Entgegnung eines Teiles der offiziellen Kirche auf die Ansinnen der Befreiungs-

theologen stehen. Querinis rabulistische Zweckargumentation, die Absage der Kirchenoberen an das Werk der Kirchenglieder, der Priester, der befohlene Rückzug aus der Politik aus Gründen, die nichts anderes als Politik sind – dies hat eine erschreckende und unmittelbare Aktualität und zielt mitten in die Probleme des heutigen Lateinamerika.

Anders steht es um das Entwicklungsmodell der Jesuitenpatres, die Reduktionen. Die Patres realisierten in ihrer eigenen Herrschaft das Fürstenideal ihres Ordens: das Ideal des «Princeps absolutus», der sich einer väterlichen Fürsorge gegenüber seiner «Landeskinder» befleißigt. Als aufgeklärt absolutistische Regenten förderten sie die Indios in einer Weise, die Emanzipation im umfassenden ausschloss. Sie schränkten zwar die Prügelstrafe ein und schafften die Todesstrafe ab.

Sie sorgten für Gerechtigkeit und Wohlstand. Doch sie lehrten die Indios kein Spanisch, sie förderten weder die Selbstverwaltung, noch bildeten sie begabte Indios zu Priestern aus. Nach ihrer Vertreibung konnte sich denn auch keine der Reduktionen behaupten. Die Indios zogen sich in die Wälder zurück, oder sie fielen den Sklavenhändlern und Encomenderos zum Opfer.

Das Entwicklungsmodell der Jesuiten würde heute unter dem Gesichtspunkt der Befreiungstheologie bestimmt aufs schärfste kritisiert. Die Befreiungstheologie spricht ja von «bewusstseinserweckender Evangelisation» und meint damit die Entwicklung der Einsicht in die eigene Situation und in die Möglichkeiten des Widerstandes gegen die Ausbeutung. Das eigene Geschick zu gestalten, sich in der Welt, wie sie ist, zu rechtzufinden – dazu habe die Kirche Hilfe zu bieten. Gegen-

sätzlichere Positionen zum historischen Paternalismus der Jesuiten lassen sich wohl kaum finden.

Hochwälder übt keine Kritik an der Entwicklungsarbeit der Jesuiten. Er schildert die Verhältnisse und die Menschen so, wie die Quellen es überliefern. Aktuell ist sein Stück insofern, als es zum Widerspruch reizt: Man möchte ihm Kritiklosigkeit vorwerfen, denn man fühlt sich daran erinnert, dass auch heute Entwicklung noch paternalistisch bevormundend betrieben wird und alles andere als Emanzipation bewirkt.

Als Hochwälder «Das heilige Experiment» schrieb, war die Befreiungstheologie allerdings noch nicht formuliert.

In seiner Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus interessierten den Autor vorrangig die Fragen der Macht. Die Mächtigen als handelnde Figuren, das Volk als «Material» in ihren Händen – Hochwälder bildet in seinem Stück auch die politische Situation der dreissiger- und vierziger Jahre ab. Möglich, dass nach sechs oder sieben Jahren des nationalsozialistischen Terrors die Patres ein Wunschbild verkörperten: den «guten Herrscher», der mit Fürsorge anstatt mit Schrecken regiert und dessen Praxis der Autor gar nicht hinterfragen wollte.

Nach Hochwälders Auffassung ist es ein künstlerisches Qualitätsmerkmal, wenn sich «die Aktualität zu einem Stück schlägt». Er wollte nicht tagesaktuell schreiben, und er tat es nach seiner Überzeugung auch nie. Im klassisch-traditionellen Sinn zielen seine Werke auf das Allgemeingültige, Immerwahre. Die hypothetische Frage, ob er das Stück heute anders schreiben würde, beantwortet er mit «nein». Die Zerschlagung des Jesuitenstaates als historische Begebenheit bot ihm den Rah-

Das heilige Experiment

Schauspiel von Fritz Hochwälder
Fernsehbearbeitung und –inszenierung: Max P. Ammann
Bühnenbild: Jürg Wessbecher
Mit Werner Kreindl (Provinzial),
Wolf Kaiser (Visitator de Miura),
Gerd Böckmann (Querini) u. a.
Koproduktion TV DRS, ARD
(Bayerischer Rundfunk), ORF
93 Minuten
Ausstrahlung: TV DRS, Sonntag,
19. Januar, 20.10 Uhr; ARD, Vor-
abend von Pfingsten 1986.

men für seine Reflexion über die Macht. Diese Reflexion würde er auch heute nicht anders gestalten. Das Werk der Jesuitenpatres wäre dagegen ein *anderes Thema* – das ihn offenbar als Stoff für ein Schauspiel nicht gereizt hat.

**«Euer Tee ist der beste, feinste,
unübertreffliche jesuitische
Herba-Maté! Gottverdomme!»**

(Mynheer Cornelis)

Max Peter Ammanns Fernseh-Inszenierung hält sich – von einigen Szenenumstellungen am Anfang und einer Anzahl Streichungen abgesehen – eng an Hochwälders Text. Man muss bei dieser Produktion von «Fernseh-Adaption» sprechen. Die Bezeichnung «Fernsehspiel» erweckte zu sehr den Eindruck einer fernsehspezifischen Form. Ammann, Leiter der Abteilung Dramatik des Fernsehens DRS, ist als ursprünglicher Theatermann an der Vermittlung des Dramas durch die Massenmedien besonders interessiert und sieht Theatervermittlung an das sogenannte «grosse» Publikum als eine seiner zentralen Aufgaben. Kein Wunder, dass sich «Das heilige Experiment» in dieser Fernsehinszenierung keinen Augenblick von der Bühne löst. Das Dekor ist nichts anderes als das gute alte naturalistische Bühnenbild, auch wenn es als

geschlossener Innenhof konzipiert ist und damit einen Kameraraschwenk von 360 Grad ermöglicht. Der eine Schauplatz, den Hochwälder vorschreibt, wird beibehalten, obwohl die eine oder andere Szene ohne Not in eine andere Umgebung verlegt werden könnte. Auch die Statik des Bühnenstücks bleibt erhalten: gemessene Reden, wenig Bewegung. Das liegt natürlich auch am Text. Das elektronische Medium entlarvt jedoch manchen inszenatorischen Kunstgriff, der einfach vom Theater übernommen wurde, als formale Platitüde: Gänge ohne szenische Notwendigkeit; Figuren, die redend im Rücken anderer, starr geradeausblickender Figuren auf- und abgehen. Das statische Theater hat ein Repertoire an auflockernden Elementen entwickelt – am Bildschirm machen sie wenig Sinn. Geradezu erheiternd wirken in dem modernen Medium uralte Theater-Tricks wie das Schlachtgetümmel in der Kulisse, Schüsse und Geschrei im Off, vor allem wenn es lautmalerisch begleitet ist vom Gedröhn einer Trommel.

Ammann setzt die Kamera zwar filmisch ein: Grossaufnahmen, Schwenks, Kamerafahrten, Perspektivenwechsel lockern die Bühnenstatik auf. Hier bringt der Fernsehmann inszenatorisch Ebenen ins Spiel, die im Text nicht unbedingt enthalten sind: die Selbstgefälligkeit des Jesuitenprovinzials zum Beispiel, die sich während des Verhörs in einem allzu selbstsicheren, mokanten Lächeln zeigt. Trotzdem dominiert das Theater das elektronische Medium.

Theater findet hier jedoch in der harten, schattlosen Ausleuchtung des Fernsehstudios statt. Die Atmosphäre des Bühnenraums, die Spannung, die von nicht ausgeleuchteten Bühnenhintergründen und Kulissenhintergründen ausgeht, das Geheimnis des Theaters eben, werden

hier gründlich zerstört. Die besondere Atmosphäre, die «Theater» ausmacht, kommt am Bildschirm nicht auf. Vermittelt werden eigentlich *Theatertexte* in einer Aufmachung, die an Theater *erinnert*. Es drängt sich die Frage auf, ob es nicht notwendig wäre, sich ganz von der Bühne zu lösen und *medienspezifische Formen* zu entwickeln, um dem grossen Publikum dramatische Texte künstlerisch adäquat und ohne Peinlichkeit zu übermitteln. Im Rahmen des gängigen Konzeptes ist diese Inszenierung des «Heiligen Experiments» bestimmt eine gelungene Adaption, die hinsichtlich der Vermittlung des Textes ein Maximum leistet. Berücksichtigt man die doch beträchtlichen Mittel, die diese Produktion verschlungen hat (rund 600 000 Franken, davon zwei Drittel aus der Koproduktion mit ausländischen Fernsehanstalten), so hätte man sich eine eigenständigere, einfallsreichere Umsetzung gewünscht. ■

Aussprache über das «Wort zum Sonntag»

EPD. Die Fernsehsendung «Wort zum Sonntag» wird auch in Zukunft keinen inhaltlichen Beschränkungen unterworfen. Dies sicherten die obersten Verantwortlichen der SRG den Vertretern der Kirchen in einer Aussprache zu. Grund der Besorgnis auf kirchlicher Seite war eine seit Anfang September gültige neue Regelung, die von den Sprecherinnen und Sprechern die Einreichung der Manuskripte vier Tage vor der Aufzeichnung verlangt.

Zu dem Treffen hatte SRG-Generaldirektor Prof. Dr. Leo Schürmann auf Wunsch der Kirchen eingeladen. Von Seiten des Fernsehens DRS nahmen die von Programmdirektor Ulrich Kündig angeführten zuständigen Mitarbeiter teil. Die Römisch-katholische und die Christkatholische Kirche sowie der Schweizerische Evangelische Kirchenbund entsandten Vertreter der Kirchenleitungen und der kirchlichen Mediensdienste. Wichtigstes gemeinsames Anliegen der Kirchenvertreter war, dem «Wort zum Sonntag» auch unter der neuen Regelung die unabdingbare Freiheit für eine christliche Meinungsäusserung zu sichern. Sie waren erfreut, von den SRG-Verantwortlichen in dieser Hinsicht eine eindeutige Erklärung zu bekommen: Die redaktionelle Behandlung des «Wort zum Sonntag» beschränke sich darauf, die Einhaltung der in der SRG sehr zahlreichen Vorschriften zu gewährleisten. Die zuständige Fachredaktion «Religion», so wurde weiter zugesichert, trage dafür die ungeteilte Verantwortung. Es liege im Er-

messen des zuständigen Redaktors, im Zweifelsfall Vorgesetzte zu konsultieren. Eine befohlene Verschiebung oder Aufteilung der redaktionellen Kompetenzen etwa bei bestimmten aktualitätsbezogenen Themen gebe es jedoch nicht.

Von kirchlicher Seite wurde festgehalten, die SRG-Spitze habe auf die zumeist politisch motivierten Polemiken zunächst übermässig reagiert. Es sei zu wünschen, dass die SRG-Verantwortlichen solche Kritik in

den richtigen Relationen wahrnehme und auch die breite und nachdrückliche Zustimmung würdige, welche die Sendung genießt. Die Vertreter des Fernsehens machten ihrerseits darauf aufmerksam, die Sprecherinnen und Sprecher des «Wort zum Sonntag» seien als Amtsträger, Vertreter einer Kirche, Interpreten der Bibel und durch die Prominenz des Mediums Fernsehen in einer besonderen Autoritätsposition, die grösste Sorgfalt verlange. Mit der redak-

tionellen Beratung und Aufsicht hoffe man dazu beizutragen, dass die Sendung diesem hohen Anspruch in Zukunft noch besser Genüge leiste. Die Kirchenvertreter bejahten diese Auffassung ausdrücklich und anerkannten die gute Zusammenarbeit mit der Redaktion. Eine konfliktfreie Sendung aber, so wurde von beiden Seiten betont, könne das «Wort zum Sonntag» von der Sache her nicht sein. ■

Im Evangelischen Mediendienst (Vereinigung der Evangelisch-reformierten Kirchen der deutschen Schweiz) ist die Stelle einer/eines

Filmbeauftragten

mit Sitz in Bern neu zu besetzen.

Zu den *Aufgaben* des/der Filmbeauftragten gehören:

- (Prioritäten und Schwerpunkte können in Vereinbarung mit den anderen Beauftragten und den Filmdienstmitarbeitern festgesetzt werden)
- Leitung des Filmdienstes in Verbindung mit der Filmkommission und den Mitarbeitern im Sekretariat und in der Dokumentationsstelle.
- Weiterführung der bestehenden Arbeit, Ausbau nach Notwendigkeiten und Neigungen, Entwicklung von Perspektiven für die Zukunft.
- Eigene Weiterbildung auf dem Gebiet des Films und Auseinandersetzung mit den gesellschaftspolitischen und ethischen Aspekten des Films.
- Publizistische Tätigkeit in Schrift und Wort (z. B. Artikel in der Fachzeitschrift ZOOM und Vorträge).
- Aufbau und Pflege von Beziehungen im Bereich des Films zu kirchlichen Stellen und Persönlichkeiten, besonders auch zur katholischen Filmarbeit, zu kulturellen und kommerziellen Institutionen im In- und Ausland.
- Leitung des Verleihs ZOOM zusammen mit dem Verleihchef, insbesondere Beschaffung und Promotion von Filmen.
- Medienpädagogische Kursarbeit zusammen mit anderen Dienststellen.
- Gutachterfähigkeit und Beratung auf Wunsch kirchlicher Stellen.

- Medienübergreifende Zusammenarbeit mit den anderen Beauftragten des Evangelischen Mediendienstes.

Anforderungen:

Da es sich um eine anspruchsvolle Stelle handelt, sind Liebe zur Sache und Einsatzfreudigkeit erste Voraussetzung. Ferner ist nötig:

- Abgeschlossenes Hochschulstudium, vorzugsweise Theologie.
- Vertrautheit mit kirchlichen Strukturen.
- Offenheit für die Gegebenheiten und neuen Entwicklungen auf dem Gebiet der Medien, besonders des Films.
- Fähigkeit, sozialetische Aufgaben der Kirche in den Medien wahrzunehmen und eine christlich-ethische Medienpolitik zu praktizieren.
- Begabung für Verhandlungsführung (Filmbeschaffung).
- Fähigkeit, eigene Arbeit richtig einzuschätzen und entsprechend zu gestalten, sinnvoll zu organisieren, zu delegieren und supervisieren.
- Kontaktfähigkeit, Offenheit sowie Geschick und Freundlichkeit im Umgang mit Gesprächspartnern und Mitarbeitern.
- Solide Kenntnisse in Französisch und Englisch.

Anstellungsbedingungen:

- Nach Gehalts- und Dienstordnung des Evangelischen Mediendienstes.
- Pflichtenheft (nach 6 Monaten) zusammen mit Kommission und Vorstand.
- Sekretariat mit 100% Stelle (mit z. T. selbständig ausgeführten Arbeiten).

Anmeldefrist: 31. Januar 1986.

Ein Bewerbungsformular kann beim Sekretariat des Evangelischen Mediendienstes, Bürenstrasse 12, 3007 Bern (Tel. 031/4591 19, vormittags), bezogen werden.